

Derek B. Miller

E i n  
s e l t s a m e r  
O r t  
z u m S t e r b e n

*Roman*      Aus dem Englischen von Olaf Roth

ROWOHLT POLARIS

Das Buch erschien zuerst in Norwegen unter dem Titel «Et merkelig sted å dø» bei Cappelen Damm, Oslo.

Die deutsche Ausgabe wurde nach dem englischen Originalmanuskript übersetzt.

Deutsche Erstausgabe Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, Juni 2013 Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg «Norwegian by Night» Copyright © 2010 by Derek B. Miller «Et merkelig sted å dø» Copyright © 2011 by Cappelen Damm AS Redaktion Jan Valk Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt (Illustration: Ruth Botzenhardt) Innentypografie Daniel Sauthoff Satz Foundry Wilson PostScript (InDesign) bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck Printed in Germany ISBN 978 3 499 23086 8

TEIL I

DER 59.  
BREITENGRAD

ES ist Sommer, ein strahlend heller Tag. Sheldon Horowitz thront auf einem klappbaren Regiestuhl hoch über der Picknickdecke und außer Reichweite des Essens in einem schattigen Eckchen des Osloer Frogner Parks. Auf dem Pappsteller in seinem Schoß liegt ein angenagtes Kotelett-Sandwich, das ihm nicht schmeckt. Mit dem rechten Zeigefinger spielt er mit den Kondenstropfen auf seiner Bierflasche, an der er ein paarmal genippt, dann aber das Interesse verloren hat. Seine Füße pendeln hin und her wie die eines Schuljungen, aber jetzt, mit zweiundachtzig, pendeln sie langsamer. Der Bogen, den sie beschreiben, ist kleiner. Rhea und Lars gegenüber würde er das nicht zugeben – niemals, natürlich nicht –, aber Sheldon fragt sich die ganze Zeit, was zum Teufel er hier macht und was er dagegen unternehmen kann, bevor er irgendwann aufhört, sich das zu fragen.

Sheldon sitzt eine Armeslänge entfernt von seiner Enkelin Rhea und ihrem neuen Ehemann Lars, der gerade einen tiefen Zug aus seiner Bierflasche nimmt und so fröhlich, so freundlich und überschwänglich wirkt, dass Sheldon ihm am liebsten den Hotdog aus der Hand reißen und in die Nase stopfen würde. Rhea, die heute seltsam blass aussieht, würde dies vermutlich schlecht aufnehmen und Sheldon zu weiteren *Integrationsfördernden Ausflügen* verdonnern («damit du dich einlebst»), und wäre die Welt tatsächlich

gerecht, würde Sheldon so etwas nicht zugemutet werden, ebenso wenig wie Lars das Hotdog-Manöver. Aber Rhea hatte ja die tolle Idee gehabt, von New York nach Norwegen zu ziehen, und Sheldon – verwitwet, alt, ungeduldig, knurrig – las damals in Lars' Miene eine Spur von Schadenfreude hinein.

Nichts von alldem war gerecht.

«Weißt du, weshalb Hotdogs Hotdogs heißen?», sagt Sheldon laut und mit gebieterischer Pose. Hätte er einen Gehstock, er würde ihn jetzt schwingen, aber so weit ist es mit ihm noch nicht gekommen.

Lars schaut aufmerksam zu ihm auf, während Rhea einen genervten Seufzer ausstößt.

«Erster Weltkrieg. Wir waren böse auf die Deutschen und haben sie bestraft, indem wir uns neue Bezeichnungen für ihr Essen ausgedacht haben. Na ja, besser als der Krieg gegen den Terror. Wir sind böse auf die Terroristen und bestrafen die Franzosen, indem wir unser eigenes Essen umbenennen.»

«Wie meinst du das?», fragt Lars.

Sheldon sieht, wie Rhea ihrem Mann aufs Bein tippt, die Augenbrauen hochzieht und ihm mit grimmigem Blick zu verstehen gibt, Anstachelungen zu dieser Art von Tiraden doch bitte zu unterlassen, diese Ermutigung zum Abschweifen in die Vergangenheit. Alles, was zu der heiß diskutierten Altersdemenz beitragen könnte.

Sheldon hätte das nicht mitbekommen dürfen, tut es aber doch und redet sich in Rage.

«Freedom fries! Ich rede von den Freiheitsfritten. Au revoir, Pommes frites, hello Freedom fries! Diesen Schwachsinn hat doch tatsächlich der Kongress ausgeheckt! Und da hält meine Enkelin mich für denjenigen, der den Verstand

verliert. Lass dir mal eins gesagt sein, junge Dame: Nicht bei mir ist eine Schraube locker, bei den anderen rappelt's im Karton!»

Sheldon lässt den Blick über den Park schweifen. Hier lassen sich keine wildfremden Menschen treiben, wie man das aus jeder beliebigen amerikanischen Großstadt kennt, jene Art von Leuten, die einem nicht nur persönlich, sondern die sich auch untereinander fremd sind. Er ist hier unter lauter hochgewachsenen, gleich aussehenden, lächelnden Gutmenschen, die sich alle kennen und dieselben generationenübergreifenden Klamotten tragen. Und so sehr er sich auch bemüht, er findet einfach keinen Draht zu ihnen.

Rhea. Der Name einer Titanin. Tochter des Uranus und der Gaia, Himmel und Erde, Frau des Chronos, Göttermutter. Zeus *hinselbst* nährte sich an ihren Brüsten, und sie gebar die heute bekannte Welt. Sheldons Sohn Saul – lang schon unter der Erde – nannte sie so, um sie über die Banalität zu erheben, die sein Leben in Vietnam bestimmt hatte, 73/74. Er war für einen Monat nach Hause gekommen, um sich von seinem Einsatz bei der Riverine Force zu erholen, dann aber zu einer zweiten Tour aufgebrochen. Es war im September. Die Fronturlauber waren auf dem Hudson und in den Berkshires unterwegs. Mabel zufolge – auch sie bereits verschieden, damals aber in diese Dinge eingeweiht – schliefen Saul und seine Freundin während dieser Zeit nur ein einziges Mal miteinander, und dabei wurde Rhea gezeugt. Am nächsten Morgen hatte Saul ein Gespräch mit Sheldon, das beide für immer veränderte, und dann ging er wieder nach Vietnam, wo eine Sprengfalle ihm zwei Monate nach seiner Landung die Beine wegfetzte, als er gerade im Rahmen einer routinemäßigen Rettungsaktion auf der Suche nach einem abge-

schossenen Piloten war. Saul verblutete im Boot auf dem Weg ins Lazarett.

«Gib ihr den Namen *Rhea*», schrieb Saul in seinem letzten Brief aus Saigon, als Saigon noch Saigon und Saul noch Saul war. Vielleicht war ihm ja eingefallen, was er in der Schule über Mythologie gelernt hatte, und sie trug ihren Namen ganz zu Recht. Vielleicht hatte er sich auch in die dem Untergang geweihte Figur aus Stanisław Lems Buch verliebt, das er unter der Wolldecke las, während die anderen Soldaten in den Schlaf gesunken waren.

Es bedurfte eines polnischen Autors, um diesen amerikanischen Juden zu inspirieren, der seine Tochter nach einem griechischen Titanenspross benannte und schließlich von einer vietnamesischen Mine getötet wurde, weil er seinen Vater hatte zufriedenstellen wollen, einen ehemaligen Marine und Scharfschützen im Koreakrieg, der mit Sicherheit auch jetzt noch, in der Wildnis Skandinaviens, von Nordkoreanern verfolgt wird, selbst hier, im Grün des Frogner Parks an einem sonnigen Julitag, wo so wenig Zeit bleibt, um all das zu büßen, was er getan hat.

Rhea. Hier bedeutet es nichts. Es ist das schwedische Wort für Schlussverkauf. So leicht ist der ganze Zauber dahin.

«Papa?», fragt Rhea. So nennt sie ihren Großvater.

«Was?»

«Und, was sagst du?»

«Wozu?»

«Du weißt schon. Die Gegend. Die Umgebung. Hier ziehen wir hin, wenn wir unser Haus in Tøyen verkauft haben. Ist natürlich nicht ganz mit Gramercy Park zu vergleichen, schon klar.»

Sheldon antwortet nicht, daher zieht sie die Augenbrauen hoch und hebt die Hände. «Oslo», hilft sie ihm auf die Sprünge. «Norwegen. Das Licht. Dieses Leben hier.»

«Dieses Leben hier? Ich soll dir sagen, was ich von diesem Leben halte?»

Lars schweigt. Sheldon schaut zu ihm hinüber, hofft auf Unterstützung, doch Lars ist abwesend.

Trotz Blickkontakt kommt es in diesem Augenblick zu keiner Aktivierung seiner mentalen Fähigkeiten. Lars ist gefesselt von der ihm fremden kulturellen Performance zwischen Großvater und Enkelin. Ein Duell in Worten, für das er schlecht gerüstet ist und das man besser nicht unterbricht.

Und doch ist da auch Mitleid. Auf seinem Gesicht zeichnet sich einer der wenigen allen Menschen weltweit verständlichen Ausdrücke ab. Er lautet: *Ich hab hier nur eingeheiratet, also lasst mich in Ruhe mit eurem Kram.* Das kommt Sheldon sogar ein wenig vertraut vor. Zugleich ist es aber auch typisch norwegisch. Eine vollkommen wertfreie Haltung, die ihm sofort auf die Nerven geht.

Sheldon schaut wieder zu Rhea hinüber, zu dieser Frau, die zu heiraten Lars gelungen ist. Ihr Haar ist rabenschwarz und zu einem seidigen Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihre blauen Augen blitzen wie das Japanische Meer vor der Schlacht.

Sheldon findet, dass ihr Blick seit der Schwangerschaft tiefgründiger geworden ist.

*Dieses Leben?* Wenn er jetzt die Hand nach ihrem Gesicht ausstreckte, mit den Fingern über ihre Wangenknochen führe und ihr mit dem Daumen die von einem heftigen Windstoß hervorgelockte Träne abwischte, würde er bestimmt in Schluchzen ausbrechen, sie an sich drücken und

ihren Kopf an seine Schulter pressen. In Rhea wächst *neues* Leben. Allein darauf kommt es an.

Sie wartet auf eine Antwort auf ihre Frage, aber die bleibt aus. Er starrt sie an. Hat er die Frage bereits vergessen? Sie wirkt enttäuscht.

Die Sonne geht erst nach zehn unter. Überall sind Kinder, und die Leute sind früh von der Arbeit hergekommen, um den vor ihnen liegenden Sommer zu genießen, als Ausgleich für die Dunkelheit der Wintermonate. Eltern kaufen belegte Brote und verfüttern sie in kleinen Stückchen an ihre Kinder, während Väter Plastikfläschchen zu teuren Kinderwagen mit exotischen Namen bringen.

*Quinny. Stokke. Bugaboo. Peg Perego. Maxi-Cosi.*

Dieses Leben? Sie sollte eigentlich wissen, dass dieses Leben das Produkt so vieler Tode ist. Mario. Bill. Ihre Großmutter Mabel, die gerade erst vor acht Monaten gestorben ist und damit Sheldons Umzug hierher eingeleitet hat.

Was durch Sauls Tod eingeleitet wurde, lässt sich nicht so leicht berechnen.

Mabels Beerdigung fand in New York statt. Sie stammten aus unterschiedlichen Ecken des Landes – er aus Neuengland, sie aus Chicago –, und lebten in der Stadt zunächst als Besucher, dann als Bewohner und nach vielen Jahren wohl als New Yorker. Nach dem Gottesdienst und dem anschließenden Empfang ging Sheldon allein zu einem Coffeeshop bei ihnen um die Ecke im Gramercy-Viertel. Es war mitten am Nachmittag. Die Mittagessenszeit war vorbei. Die Trauernden waren auseinandergeschieden. Sheldon hätte nun sieben Tage Schiwe sitzen sollen, seiner toten Frau zu Ehren, und sich von seinen Angehörigen umhegen, versorgen und Gesell-

schaft leisten lassen, so wie das Brauch war. Stattdessen saß er in der Coffee and Tea Bar am Irving Place 71 in der Nähe der 19. Straße, aß ein Blaubeer-Muffin und schlürfte schwarzen Kaffee. Rhea war mit dem Flugzeug zur Beerdigung angereist, ohne Lars, und hatte mitbekommen, dass er sich davon-gestohlen hatte. Sie fand ihn ein paar Blocks weiter und setzte sich ihm gegenüber hin.

Sie trug einen eleganten schwarzen Hosenanzug, das Haar fiel ihr auf die Schultern. Sie war zweiunddreißig Jahre alt und hatte einen entschlossenen Blick aufgesetzt. Sheldon dachte, sie wolle ihm Vorwürfe machen, weil er sich vor der Schiwe drückte. Als sie dann mit der Sprache rausrückte, spuckte er beinahe eine Blaubeere quer über den Tisch.

«Komm mit uns nach Norwegen.»

«Du kannst mich mal», sagte Sheldon.

«Ich mein's ernst.»

«Ich auch.»

«Die Gegend heißt Frogner. Es ist wunderschön dort. Im Haus gibt es eine Einliegerwohnung mit separatem Eingang. Du wärst dort vollkommen selbständig. Wir sind noch nicht eingezogen, aber im Winter wird es so weit sein.»

«Du solltest sie an Trolle vermieten. Es gibt da doch Trolle, richtig? Oder war das Island?»

«Wir möchten sie nicht vermieten. Es ist ein komisches Gefühl, wenn man weiß, dass ständig Fremde unter deinen Füßen herumlaufen.»

«Das kommt daher, dass ihr keine Kinder habt. Ihr werdet euch an das Gefühl gewöhnen.»

«Ich finde, du solltest zu uns kommen. Was hält dich hier denn noch?»

«Abgesehen von Blaubeer-Muffins?»

«Ja.»

«Man fragt sich, wie viel mehr man noch brauchen soll in meinem Alter.»

«Du solltest dir das wirklich überlegen.»

«Was habe ich denn da drüben verloren? Ich bin Amerikaner. Jude. Zweiundachtzig. Witwer in Rente. Ein ehemaliger Marine. Ein Uhrenreparateur. Ich brauche eine Stunde, um zu pinkeln. Gibt es da drüben einen Club für Leute wie mich, von dem ich noch nichts weiß?»

«Ich möchte nicht, dass du einsam stirbst.»

«Jetzt hör aber auf, Rhea.»

«Ich bin schwanger. Es ist noch ziemlich früh, aber es ist so.»

Da nahm Sheldon, an diesem Tag aller Tage, ihre Hand, berührte sie mit den Lippen, schloss die Augen und versuchte, neues Leben in ihrem Puls zu erspüren.

Rhea und Lars wohnten bereits seit fast einem Jahr in Oslo, als Mabel starb und Sheldon sich entschloss, zu ihnen zu ziehen. Lars hatte eine gute Stelle als Spieleentwickler, und sie fasste allmählich als Architektin Fuß. Ihr Diplom von der Cooper Union erwies sich als hilfreich, und da die Bevölkerung Oslos zunehmend in Ferienhäuser und Immobilien im Umland investierte, beschloss sie zu bleiben.

Lars war, wie zu erwarten, übergücklich und konstruktiv und über die Maßen optimistisch ob ihrer Bereitschaft, sich anzupassen und der Herde anzuschließen. Norweger laichen nämlich von Natur aus am liebsten in ihren angestammten Gewässern. Und so wird Oslo von Norwegern bevölkert, die mit einer Schattenpopulation entwurzelter Seelen verheiratet sind, welche allesamt den Blick von Touristen aufgesetzt

haben, die man wie Kinder durchs Wachsfigurenmuseum führt.

Mit Unterstützung seiner Eltern hatte Lars 1992 eine hübsche doppelstöckige Wohnung mit drei Schlafzimmern in Tøyen gekauft, die mittlerweile beinahe dreieinhalb Millionen Kronen wert war. Ein nettes Sümmchen für einen Stadtteil, der Sheldon wie die Bronx vorkam. Zusammen hatten sie fünfhunderttausend Kronen angespart, und wenn sie eine Hypothek aufnahmen – eine Hypothek, ja, aber keine riesengroße –, konnten sie sich das Haus mit den drei Schlafzimmern in Frogner leisten, was Sheldons Ansicht nach eher dem Central Park West entsprach. Tøyen war eine etwas miefige Gegend, und Lars und Rhea waren es leid, vergeblich darauf zu warten, dass es schicker würde. Es kamen immer mehr Menschen aus Pakistan und vom Balkan. Somalis hatten den Park des Viertels in Beschlag genommen, um dort ausgiebig Khat zu kauen, der Gemeinderat hatte schlauerweise eine Ausgabestelle für Methadon in dem Shoppingcenter auf der anderen Seite der Straße eingerichtet, was die Junkies anlockte. Wer Geld hatte, zog in andere Viertel, die Schulen wurden schlechter, und die ganze Zeit über versuchten Rhea und Lars ihm weiszumachen, dass das ein «Viertel mit Charakter» sei. Doch Sheldon sah nichts als Gefahren.

Zum Glück gab es immerhin keine Nordkoreaner, diese kleinen schlitzäugigen Halunken. Falls es welche gab, würden sie auffallen. Einen Nordkoreaner in Norwegen zu verstecken ist schwierig. Einen in New York zu verstecken ist so, als würde man einen Baum im Wald verstecken. Sie sind an jeder Straßenecke zu finden, verkaufen Blumen oder führen

Lebensmittelgeschäfte. Ihre kleinen Knopfaugen starren dir hinterher, während du die Straße entlanggehst, und dann telegraphieren sie gleich nach Pjöngjang, um deine Koordinaten durchzugeben.

Sie hatten ihn seit 1952 auf dem Schirm, ganz sicher. Wenn man zwölf Männer namens Kim von einer Ufermauer in Incheon weggeputzt hat, kann man kaum auf Vergeben und Vergessen hoffen. Nicht bei den Koreanern. Sie haben die Geduld der Chinesen, kombiniert mit einem italienisch anmutenden Hang zur *vendetta*. Und sie können sich anpassen. Oh, Sheldon brauchte Jahre, um zu lernen, wie man sie erkannte, ihre Anwesenheit erspürte, ihnen aus dem Weg ging, sie austrickste.

Hier war das anders. Hier fielen sie auf, und zwar extrem. Jeder einzelne koreanische Halunke. Jeder gehirngewaschene Irre, der wiederum unter Beobachtung des nächsten gehirngewaschenen Irren stand, für den Fall, dass der erste einen Anfall von selbständigem Denken erlitt.

«Hört mal gut zu, ihr Bastarde!», würde er ihnen am liebsten zurufen. «Ihr habt den Krieg angefangen! Und wenn ihr das kapiert habt, ist mal eine saftige Entschuldigung fällig!»

Dabei ist Sheldon nach wie vor der Meinung, irregeleitete Menschen seien nicht verantwortlich für ihre Taten.

Mabel verstand nie, was er gegen Koreaner hatte, sie sagte, er würde sich da in etwas hineinsteigern, auch sein Arzt wäre dieser Meinung, und dass er allmählich zur Vernunft kommen und einsehen müsse, dass er niemals ein romantischer Scharfschütze war, sondern ein langweiliger Angestellter in Pusan, den mit Sicherheit kein einziger Koreaner verfolgte.

Er habe nie jemanden erschossen. Habe nie aus Wut zum Gewehr gegriffen.

Ein paar Monate vor ihrem Tod schnitt sie das Thema wieder an.

«Du wirst allmählich senil, Donny.»

«Werde ich nicht.»

«Du veränderst dich. Das sehe ich.»

«Du bist schwer krank, Mabel. Klar, dass mich das mitnimmt! Außerdem behauptest du das schon seit 1976. Vielleicht bin es ja gar nicht ich, der sich verändert, sondern du bist es. Womöglich wirst du langsam immun gegen meinen Charme.»

«Das war doch kein Vorwurf. Sie nennen es jetzt Demenz. Du bist über achtzig. Rhea hat mir erzählt, über fünfundzwanzig Prozent von uns kriegen Alzheimer. Das ist etwas, worüber wir reden müssen.»

«Ist es nicht!»

«Du musst mehr Fisch essen.»

«Muss ich nicht!»

Rückblickend war das eine ziemlich kindische Antwort gewesen, aber es war auch ein bewährtes Totschlagargument.

Seine Erinnerungen wurden mit dem Alter einfach immer lebendiger. Die Zeit verstrich auf eine neue Art. Wenn man keine Zukunft mehr hat, besinnt sich der Geist auf sich selbst. Das war keine Demenz. Es war die einzige rationale Antwort auf das Unvermeidliche.

Und ganz davon abgesehen: Was verursachte denn solche Erinnerungen überhaupt?

Anfang September 1952 war er in Korea verloren gegangen. Als Folge einiger Ereignisse, die nur damals einen Sinn ergaben, wurde er an der Küste von dem australischen Schiff HMAS *Bataan* aufgegriffen, das zur Task Force 91 gehörte und die Aufgabe hatte, mit einer Blockade den amerika-

nischen Truppen den Rücken zu decken, die am Strand landeten und unter denen sich auch Sheldon hätte befinden sollen. Aber das war nicht der Fall, denn schließlich war er ja auf der *Bataan*. Sheldon, der damals Donny genannt wurde, hätte bei der Kampfseinheit des Fünften Marineregiments sein sollen, die am Red Beach landete, doch irgendwie kam er im Zuge seiner Verlegung abhanden, denn Armeen kommt immer etwas abhanden.

Er war zu jung zum Kämpfen gewesen, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Als fünf Jahre später die Sache mit Korea begann, war ihm gleich klar, dass er diesen Krieg nicht auch noch verpassen würde, und verpflichtete sich sofort, nur um sich schließlich – in der Stunde der Wahrheit – in Gesellschaft einer Horde australischer Hinterwäldler wiederzufinden, die sich weigerten, ihm eines ihrer Rettungsboote zu leihen, mit dem er an Land übersetzen und Leute erschießen wollte, wie es seine Aufgabe war.

«Sorry, Mate. Brauchen wir vielleicht. Haben nur vier. Kleines Schiff, große Kanonen und überall Kugeln in der Luft. Verstehst du doch, oder?»

Also beschloss er, es sich ohne Erlaubnis von seinen Gastgebern zu borgen – er weigerte sich, das Wort «stehlen» zu benutzen. Er musste zugeben, dass sie ja irgendwo recht hatten, während eines heftigen Angriffs ihre Notausrüstung behalten zu wollen, aber manchmal haben Menschen ganz unterschiedliche Bedürfnisse, und da muss man eben eine klare Entscheidung treffen.

Donny Horowitz war damals vierundzwanzig. Er war bei klarem Verstand, hatte eine ruhige Hand und war als Jude in seiner Soldatenehre enorm leicht zu verletzen. Die Armee musste ihm nur die richtige Rolle zuweisen und ihn mit der

richtigen Aufgabe betrauen. Die Rolle war Scharfschütze. Die Aufgabe war Incheon.

Incheon war eine taktische Herausforderung. Seit etwa anderthalb Monaten hatten sich die Nordkoreaner am Busan-Perimeter abgearbeitet, und Douglas MacArthur entschied nun, dass es Zeit wäre, sie durch die Einnahme der westlichen Hafenstadt Incheon an der seitlichen Flanke anzugreifen. Doch die Strände von Incheon waren ungeeignet und die Uferbereiche so seicht, dass eine Invasion nur bei Flut möglich war.

Das Bombardement durch die Schiffe hatte zwei Tage angedauert und Incheons Verteidigung geschwächt. Es gab keinen Mann hier, dem nicht das Stichwort D-Day eingefallen wäre. Keinen Mann, der nicht an das dachte, was in der Normandie am Omaha Beach passiert war, als die amerikanischen Bomber ihr Ziel verfehlten und die Panzer bei der Landung im Meer versanken und den Amerikanern keinen Schutz am Strand bieten konnten: keine Deckung, keine Feuerkraft, keine Bombenrichter, die sich als Schützengraben benutzen ließen.

Donny wollte verdammt sein, wenn er bei dieser Invasion hier nicht ganz vorne mitmischte.

An jenem Morgen, während das Dritte und Fünfte Marineregiment mit Panzerladungsschiffen – kurz LST – Green Beach ansteuerten, um M26-Pershing-Tanks an Land abzusetzen, ließ Donny inmitten des Rauchs und Artilleriefuers und der wild im Getöse umherfliegenden Vögel das Rettungsboot seitlich an der *Bataan* zu Wasser, kletterte mit seinem Gewehr hinein und ruderte, das Gesicht der Landseite zugewandt, auf das Artilleriefuer zu.

Am Red Beach verteidigten die Nordkoreaner eine hohe

Ufermauer, welche die Südkoreaner mit Leitern zu stürmen versuchten. Oben auf der Mauer stand eine Reihe Scharfschützen und versuchte, die Amerikaner, Südkoreaner und alles, was unter UN-Flagge kämpfte, abzuräumen. Geschosse zischten über ihre Köpfe hinweg. Die Koreaner feuerten die grünen Leuchtspurgeschosse ihrer chinesischen Verbündeten ab, die sich mit den roten der Alliierten kreuzten.

Sie fingen an, auf Donny zu schießen. Die Kugeln kamen erst langsam näher und zischten dann an ihm vorbei, durchfrästen Gischt aufpeitschend die Wasseroberfläche oder durchlöcherten das Ruderboot.

Sheldon fragte sich oft, was die Koreaner, diese abergläubische Bande, wohl dachten, als sie einen einzelnen Soldaten sahen, der aufs Wasser starrte, vom Rot, Grün, Orange und Gelb des Gefechts beleuchtet, das sich auf dem Wasser und in den Morgenwolken reflektierte. Ein kleiner blauäugiger Teufel, der immun gegen ihre Verteidigungskünste war.

Donnys Boot wurde von einer Salve erwischt. Vier Kugeln durchschlugen den Bug. Wasser drang ein und umspülte seine Stiefel. Die Marines hatten bereits den Strand erreicht und näherten sich der Ufermauer. Grüne Leuchtspurgeschosse zischten mitten in sein Regiment.

So dicht am Ziel angekommen, beschloss Sheldon, der ein schlechter Schwimmer war, keine vierhundert Meter vom Ufer entfernt und mit den Füßen im nassen Grab stehend, seine Munition einzusetzen, *verdammst noch mal*, bevor er zusammen mit ihr unterging.

Er hatte so weiche Hände für einen Jungen. Er war nur eins siebzig groß und hatte nie harte körperliche Arbeit verrichten oder schwere Gegenstände tragen müssen. Er zählte im Schusterladen seines Vaters die Zahlenreihen zusammen

und träumte davon, einen Ball für die Red Sox weit ins linke Feld und über das Green Monster zu schlagen. Als er zum ersten Mal die Unterseite von Mabels Brüsten berührte – unter ihrem Pulli während eines Bogart-Films mit Audrey Hepburn –, meinte sie, seine Finger wären so weich, dass sie sich anfühlten wie Mädchenhände. Dieses Geständnis erregte ihn stärker als jeder Film, den er jemals gesehen hatte.

Als er in die Armee eintrat, beschloss man, dass er sich gut zum Scharfschützen eignete. Ausgeglichen. Ruhig. Clever. Dünn, aber ausdauernd. Voller Wut, zugleich aber ausgestattet mit der Fähigkeit, sie durch Vernunft zu bändigen. Ausgeprägtes taktiles Feingefühl.

Man stellt sich Gewehre als brutale Werkzeuge vor, die von kräftig gebauten Männern benutzt werden. Doch die Kunst des Schießens erfordert höchstes Feingefühl. Die Berührung eines Liebhabers oder Uhrmachers. Es gibt eine intime Beziehung zwischen Finger und Abzug. Höchste Atemkontrolle ist nötig. Jeder Muskel wird eingesetzt, um völlige Regungslosigkeit zu erzeugen. Die Richtung des Windes an den Wangen findet ihre Entsprechung im Anheben des Gewehrlaufs, sanft wie der Dampf, der an einem Winternachmittag von einem warmen Blaubeerkuchen aufsteigt.

Und jetzt, die Füße im Wasser, hielt Donny den Blick auf die weit hinten in Nebel und Rauch flimmernden Zielobjekte auf der Mauer gerichtet. Das Artilleriefeuer störte ihn nicht. Das Wasser in seinen Schuhen war nur eine Empfindung, bedeutungslos. Der verwirrte Vogel, der vor lauter Lärm und Rauch gegen seinen Oberschenkel flog, war nur ein Gefühl. Er war ganz in sich gekehrt, und bis heute denkt er an eine bestimmte Musik, wenn er sich an diesen Moment erinnert. Was er hörte, und auch jetzt in seinen Erinnerun-

gen hört er es, war die unbegleitete Cello-Suite Nr. 1 in G-Dur von Bach.

In diesem Augenblick tiefster Ruhe und vollkommenen Friedens verlor er die Wut seiner Jugend. Durch die Musik, den Rauch, durch das Wasser fiel der Hass auf die Nazis von ihm ab.

Und da, in jenem Augenblick der Gnade, tötete Donny.

Aus dem Lauf eines ungewöhnlich gerade schießenden .30 Kaliber M1C Garand verfeuerte Sheldon in weniger als dreißig Sekunden drei Magazine mit panzerbrechender 168er-Grain-Munition. Er tötete zwölf Männer, fegte sie von der 350 Meter weit entfernten hohen Ufermauer und ermöglichte damit deren Erstürmung durch die Marines, ohne dass einer von seinen Leuten zu Schaden gekommen wäre. Nur er selbst trug eine oberflächliche Fleischwunde am linken Bein davon.

Es war eine winzige Geste, als würde man einen Kiesel in einen Teich werfen und so das Abbild des Nachthimmels stören.

Mabel erzählte er davon natürlich erst viel, viel später. So spät, dass sie ihm die Geschichte nicht abnahm. Sie hatten einen Sohn, um den sie sich kümmern mussten, und Heldentum war für Sheldon Privatsache. Er sagte, er sei als Logistikoffizier tätig gewesen, viel weiter im Süden, wo es sicherer war. Die Wunde? Die hatte er sich zugezogen, als er mal unachtsam die Tür zu einem Geräteschuppen aufgestoßen hatte und auf einen Rechen getreten war. Er zog es ins Lächerliche: *Der Klügere gibt eben nach.*

Für seinen Beitrag zur Invasion bekam Sheldon die Navy

Commendation Medal und das Purple Heart. Wo waren die bloß abgeblieben? Er hatte ein Uhrmacher- und Antiquitätengeschäft. Sie konnten überall sein. In irgendeiner Schublade oder Kiste. Er konnte sie nirgends finden. Den einzigen Beweis, dass er noch alle Tassen im Schrank hatte. Und jetzt war der Laden weg. Das Zeug verkauft. Was er so sorgfältig zusammengetragen hatte, war in alle Winde zerstreut. Sie würden, wieder in Umlauf gebracht, von Sammlern zu neuen Sammlungen vereint und dann wieder zerstreut werden, wenn ihre neuen Besitzer zu Staub zerfielen.

«Dieses Leben.» Was für eine Frage! In diesem Leben verwandelte sich mein Körper in einen vertrockneten Ast, wo ich doch früher einmal ein starker Stamm gewesen bin. Ich gehe durch fremde Straßen mit arabischen Süßwarenläden und Lampengeschäften, steige über Trambahnschienen und starre die plumpen, stummen protestantischen Fassaden an. Ich muss an die satten Wiesen und üppigen Buchenwälder Neuenglands denken – draußen vor dem Fenster meines Kinderzimmers –, wie sie sonst nur in verwunschenen Königreichen wachsen. Meine Eltern, in meiner Nähe.

In diesem Leben schlepe ich mich als alter Mann dahin, wo ich früher über Zweifel und Widersprüche einfach hinwegflog.

In diesem Leben sind meine Erinnerungen der Rauch, an dem ich ersticke und der mir in den Augen brennt.

In diesem Leben erinnere ich mich an jenen Hunger, der niemals wiederkehren wird. Als ich einst der Liebhaber mit den blauesten Augen war, die sie je gesehen hatte. Blauer als die von Paul Newman. Dunkler als die von Frank Sinatra.

Dieses Leben! Dieses Leben geht zu Ende ohne irgend-

eine Erklärung oder Entschuldigung, und jede Regung meiner Seele oder jeder Lichtstrahl, der durch eine Wolke fällt, könnte das Ende bedeuten.

Dieses Leben war ein plötzlicher, tragischer Traum. Er packte mich in den frühen Morgenstunden eines Samstagmorgens, kurz bevor der Sonnenaufgang im Spiegel ihres Toilettentisches zu strahlen begann und mich sprachlos zurückließ, während die Welt in Weiß aufging.

Und selbst wenn sie es tatsächlich wissen wollen, wer könnte es ihnen erzählen?

Z U einer vollkommen unchristlichen Zeit steht Sheldon nackt im Badezimmer ihrer Wohnung in Tøyen. Rhea und Lars sind aus irgendeinem Grund ausgegangen. Wortlos haben sie das Haus mitten in der Nacht verlassen und sind schon seit Stunden fort.

Das Licht ist aus, es ist dunkel. Er stützt sich mit einer Hand an den kalten Fliesen über der Toilette ab und zielt mit der anderen Hand, so gut es geht. Er wartet, bis seine Prostata sich beiseiteschiebt, damit er endlich ungestört Wasser lassen und sich dann wieder rasch ins Bett verziehen kann, wo er hingehört. Das verringert die Gefahr, sich nach einem plötzlichen Herztod noch immer mit dem Penis in der Hand von ein paar zwanzigjährigen Sanis auf dem Boden auffinden lassen zu müssen, die mit großen Augen seine Beschneidung und sein Pech zur Kenntnis nehmen.

Es liegt nicht nur am Alter, dass alles langsamer geht. Ein Mann und eine Frau streiten oben in der Wohnung in irgendeiner Balkansprache mit all ihrem Gezische und Gepolter. Könnte Albanisch sein. Vielleicht auch nicht. Er hat keine Ahnung. Es klingt böseartig, antisemitisch, kommunistisch, bäuerlich, faschistisch und korrupt, alles zugleich. Jedes Phonem, jede Verschleifung und Intonation klingt bitter. Der Streit ist laut, und alles, was unverständlich darin mit-

schwingt, verursacht eine Art urtümliche Abwehrhaltung seiner Eingeweide.

Sheldon klopft ein paarmal kraftlos gegen die Wand.

Er muss an eine Kritzelei in der Männerlatrine während der Grundausbildung denken: «Alte Scharfschützen sterben nicht, sie bleiben immer geladen.»

Sheldon schlurft zurück ins Bett, zieht sich die Daunendecke über die Schultern und lauscht, wie das Gekeife der Frau in Schluchzen übergeht. Schließlich versinkt er in einem oberflächlichen Schlaf.

Als er aufwacht, ist – wie erwartet – Sonntag. Licht strömt herein. An der Tür steht ein großer Mann, der eindeutig kein Koreaner ist.

«Hey, Sheldon? Hi! Ich bin's, Lars. Guten Morgen!»

Sheldon reibt sich das Gesicht und sieht auf die Uhr. Es ist kurz nach sieben.

«Hallo, Lars.»

«Hast du gut geschlafen?»

«Wo zum Teufel habt ihr beide gesteckt?»

«Erklären wir dir gleich beim Frühstück.»

«Euer Nachbar ist ein Faschist vom Balkan.»

«Ach wirklich?»

Sheldon starrt finster vor sich hin.

«Wir hauen gerade Eier in die Pfanne. Kommst du?»

«Ihr habt es auch gehört, ja? Es war keine Halluzination?»

«Komm, lass uns frühstücken.»

Die Wohnung befindet sich in einer kleinen Seitenstraße der Sars' gate in der Nähe des Tøyenparken. Es ist ein Backsteingebäude mit breiten, naturbelassenen Dielenböden. Auf

Sheldon wirkt es ein wenig wie ein New Yorker Loft, weil Lars' Vater die Wand zwischen Küche und Wohnzimmer und die zwischen Wohnzimmer und Esszimmer rausgerissen hat, um einen weiten, offenen hellen Raum zu schaffen. Von dem jetzt zusammengelegten Hauptraum geht ein riesiges Schlafzimmer ab, und am Fuß einer kurzen Treppe liegt ein weiteres, kleineres, in dem Sheldon haust.

Unfähig, dem Tag noch länger aus dem Weg zu gehen, steht er auf, schlüpft in einen Morgenmantel und Pantoffeln und schlurft ins Wohnzimmer, das im frühen Morgenlicht glüht wie im Schein einer Verhörlampe. Sheldon kennt das, und er ist gewappnet. Das norwegische Sommerlicht ist daran schuld. Die Lösung ist eine Fliegerbrille mit goldumrandeten Gläsern, die er aus der Tasche zieht und aufsetzt.

Nachdem er jetzt etwas sieht, geht er auf den Frühstückstisch zu, auf dem Ziegenkäse, eine Reihe von Produkten aus getrocknetem Schweinefleisch, Orangensaft, etwas gehackte Leber, Lachs, Butter und ein frischgebackenes Brot stehen, das sie gerade im 7-Eleven um die Ecke geholt haben.

Rhea trägt ein verwaschenes Paar Levi's, eine dünne seidige Bluse von H&M und hat das Haar zusammengebunden. Sie ist barfuß und hat kein Make-up aufgelegt. An der Spüle lehrend, umklammert sie eine Tasse mit heißem Milchkaffee.

«Morgen, Papa!»

Rhea ist mit Sheldons Morgen-Look vertraut. Sie kennt auch seinen üblichen Gruß.

«Kaffee!»

Rhea reicht ihm einen.

Sie sieht, dass unterhalb von Sheldons kastanienbraunem Morgenmantel haarlose, bleiche Beine hervorragen, die aber

immer noch eine gewisse Form und Muskeln besitzen. Er schrumpft eindeutig zusammen, ist aber noch schlank und hat eine gute Haltung. Dadurch wirkt er größer, als er ist. Er schlurft durch die Gegend, schimpft und kommandiert herum, aber seine Schultern sind noch nicht eingefallen, und seine Hände zittern nicht, wenn er den Kaffeebecher mit dem Penthouse-Schriftzug hält – den Bestellschein auf der Rückseite des Magazins hat er, dem Aussehen des Mädchens nach zu schließen, bereits in den Siebzigern abgeschickt.

Sie hat ihn angefleht, diesen Becher auszurangieren. Keine Chance.

An jedem Ort außerhalb der Wohnung wäre Sheldon in diesem Aufzug verhaftet worden. Die eigentliche Frage ist jedoch, weshalb Lars sich darauf eingelassen hat, diese orientierungslose Kreatur, die Rhea so sehr liebt, bei sich aufzunehmen.

Doch genau hierin liegt bereits die Antwort. Sie betet Lars geradezu an – vor allem wegen seiner Herzlichkeit, seines trockenen Humors und seiner Ausgeglichenheit –, und sie weiß, dass er sie ebenfalls anbetet. Er hat eine wandelbare Männlichkeit, die sich öffentlichen Blicken entzieht, aber in privatem Umfeld zum Ausbruch kommt wie ein brauner Knuddelbär, der auf einmal zum Raubtier wird.

Rhea schreibt das seiner Erziehung zu, nicht allein seinem Charakter. Das norwegische Volk scheint gelernt zu haben, unkontrollierte männliche Gewalt zu zügeln und in eine soziale Balance zu bringen, ihre rauen Ecken und Kanten im öffentlichen Raum auszublenden und dennoch Momente der Intensität und Kraft zuzulassen. Lars ist ein sanfter Mensch, aber er ist auch ein Jäger. Schon als Junge hat sein Vater ihn mit zur Rentierjagd genommen. Sie haben Rentierfleisch für

ein ganzes Jahr in der Kühltruhe. Rhea hat es versucht, aber sie kann sich ihn einfach nicht dabei vorstellen, wie er den Abzug drückt, einem Tier das Fell abzieht, seine Beute ausnimmt. Doch genau das tut er.

Dennoch ist Lars mehr als nur ein Produkt seiner Umwelt. Seine Freundlichkeit ist von einer Tiefe, die Rhea – wie sie ahnt – nicht teilt. Sie verfügt nicht über diese versöhnliche Ader. Ihre Gefühle, ihr Geist, ihr Selbst sind stärker gespannt, viel stärker in einen ständigen Dialog auf der Suche nach Bedeutung, Zweck und Ausdruck verflochten. Ein Zwang, sich zu artikulieren und zu erklären, die Welt zu verstehen – wenn auch nur für sich selbst.

Den Dingen ihren Lauf zu lassen, einfach so weiterzumachen, erst mal nichts zu sagen: das ist nicht ihre Art.

Das ist Lars' Art. Er gibt sich mit den Menschen zufrieden, so, wie sie sich ihm zeigen. Was ihn ausmacht, ist nicht ein endloser Strom von Worten, Ideen und Ausbrüchen, sondern seine allumfassende Fähigkeit, dem, was auf ihn zukommt, gelassen entgegenzusehen. Es klar einzuschätzen. Er sagt, was gesagt werden muss, und damit hat es sich. Was für Rhea einen Willensakt darstellt, ist für Lars ein Prozess des Lebens.

Sie hatten sich Kinder gewünscht. Allerdings erst seit kurzem. Rhea brauchte Zeit, um ihren Platz zu finden. Um herauszufinden, ob sie ihre amerikanische Seele der norwegischen Matrix aufpfropfen könne. Als ihr dann die Pille ausging, holte sie sich einfach kein neues Rezept mehr. Sie kann sich noch an den Tag erinnern. Es war ein Samstag im Dezember, kurz vor Weihnachten, aber schon nach Chanukka. Es muss an einem der dunkelsten Tage des Jahres gewesen sein, doch

in ihrer Wohnung verbreiteten ein Weihnachtsbaum und eine Menora warmen Glanz. Zum Spaß zählten sie sinnliche Erinnerungen an Weihnachtsfeste der Vergangenheit auf.

*Nelken. Zimt. Tannenduft. Marzipan.*

«Nein, kein Marzipan.»

«Bei uns sind die Marzipanriegel riesig», sagte Lars, «und mit Schokolade umhüllt.»

«Wer ist dran?»

«Du.»

*Glocken. Kerzen. Apfelkuchen. Äpfel. Skiwachs ...*

«Wirklich? Skiwachs? Hier auch. Das ist ja spannend!»

«Ich verarsch dich gerade, Lars.»

«Oh.»

Drei Wörter hintereinander. Manchmal auch vier. Genau-so viel hatten sie gemeinsam. Eine solide Basis für ein Kind.

Rhea nippt an ihrem Milchkaffee und schaut zu Lars hinüber, der die Titelseite der *Aftenposten* liest. Irgendwas über die Unabhängigkeit des Kosovo von Serbien vor ein paar Monaten. Irgendwas über Brad Pitt. Irgendwas über kohlenhydratarmer Ernährung.

Nein, sie hat Lars nicht erzählt, dass sie versucht, schwanger zu werden. Irgendwie war es nicht notwendig. Als wisse er Bescheid. Oder als müsse er es nicht wissen, weil sie doch verheiratet sind. Was in New York mit großem Tamtam begrüßt worden wäre, beschränkte sich hier auf eine Umarmung und seine Finger, die ihr durchs Haar fuhren und es schließlich umfassten.

Während Lars die Zeitung wie ein normaler Mensch liest, hält Sheldon einen Bogen gegen das Licht, als suche er nach Wasserzeichen. Rhea ist wie immer nicht klar, was das zu

bedeuten hat. Ob er wie ein Kind um Aufmerksamkeit buhlt, ob das einfach nur ein altersbedingtes Verhalten ist oder ob er gerade einer Tätigkeit nachgeht, die auf den ersten Blick vielleicht kindisch und senil wirkt, aber eigentlich vollkommen logisch ist. Wenn die drei Faktoren zusammenkommen – seine Persönlichkeit, seine augenblickliche Situation, sein Verstand –, ist es unmöglich, sie voneinander zu unterscheiden. Es ist Sheldons dritte Woche in Norwegen. Sie wollten, dass er hierherkam. Sich in seinem neuen Leben einrichtete. Ihnen allen war klar, dass es dann kein Zurück mehr geben würde. Sheldon war zu alt, die Wohnung in Gramercy war verkauft, er hätte nirgendwo mehr hingehen können.

«Vergiss es. Ich werde nicht anbeißen», sagt sie.

«Hm?»

Lars und Sheldon heben beide die Zeitung ein Stück an – der eine, um sich zu verstecken, der andere, um zu provozieren.

«Ich sagte, ich werde nicht anbeißen, du Spinner. Ich will überhaupt nicht wissen, weshalb du das Zeitungspapier nach dem Da-Vinci-Code absuchst.»

«Norwegisch klingt wie rückwärts gesprochenes Englisch. Ich will rausfinden, ob es sich auch so liest. Das kann ich überprüfen, indem ich die Zeitung gegen das Licht halte und den Artikel auf der anderen Seite lese. Aber die Wörter auf dieser Seite der Zeitung versperren mir die Sicht auf die andere Seite, daher kann ich es doch nicht mit Sicherheit sagen.»

«Das Wetter wird wieder schön», murmelt Lars.

«Ich finde, wir sollten rausgehen. Papa, was hältst du von einem Spaziergang?»

«Oh, na sicher, das würde denen so passen, nicht?»

«Den Koreanern?»

«Du hast das mit einem Unterton gesagt. Ich habe das schon mitgekriegt.»

Rhea stellt ihre leere Tasse in die Spüle und lässt sich kaltes Wasser über die Finger laufen. Sie wischt sie an der Jeans ab.

«Wir müssen dir was sagen.»

«Sagt es mir hier.»

«Ich möchte lieber nach draußen.»

«Ich aber nicht. Mir gefällt es hier. In der Nähe des Essens. Das ganze Schweinefleisch. Es braucht mich.»

«Wir könnten durch die Hintertür verschwinden.»

Bei diesen Worten lassen beide die Zeitung sinken.

«Es gibt hier einen Hinterausgang?», fragt Sheldon.

«Für Fahrräder. Das wissen nicht viele Leute. Ist ein *Geheimnis*.»

«Gut zu wissen!»

«Kleinigkeiten wie diese können einem das Leben retten.»

«Du machst dich über mich lustig, ich weiß. Du machst dich über mich lustig, aber das ist mir egal. Ich bin noch ganz auf der Höhe. Ich hab noch alle Tassen im Schrank, bin verdammt helle und hab noch einiges auf dem Kasten. Und ich bin über achtzig. Das ist doch was!»

«Also, gehen wir jetzt raus?»

«Was ist mit euren Nachbarn los?», fragt Sheldon unvermittelt.

«Wie meinst du das?»

«Klingt, als ob der Faschist seine Frau schlägt.»

«Wir haben schon öfter mal die Polizei gerufen.»

«Also habt ihr es auch gehört!»

«Ja.»

«Habt ihr ein Gewehr? Lars, hast du ein Gewehr?»

«Nicht hier.»

«Aber du besitzt ein Gewehr, ja? Ich meine, du rennst nicht nackt durch den Wald, mit fliegendem Blondhaar, und presst das Rentier an deine blanke männliche Brust, bis es aufgibt, richtig? Kein blutiger Bartflaum am Kinn? Breites Grinsen? Da ist ein Gewehr im Spiel, oder?»

«Ja, oben im Sommerhaus. Moses und Aaron. Sie sind in einem Verschlag bei der Sauna. Eins ist kaputt.»

«Du hast jüdische Gewehre?»

Lars lächelt. «Ach so, nein. Eine Winchester und eine Remington. Sie sind nach den zwei Kanonen in Drøbak benannt, die das deutsche Schiff im Krieg zum Sinken brachten. Im Fjord.»

«Norwegen hat jüdische Kanonen für die Nazijagd?»

«So habe ich das ehrlich gesagt noch nie betrachtet.»

Sheldon zieht die Brauen hoch und breitet die Handflächen aus, als wolle er fragen, was man denn sonst von zwei Kanonen namens Moses und Aron halten soll, die in Norwegen ein Nazischiff versenkten.

Lars lenkt ein. «Ja, Norwegen hat jüdische Kanonen für die Nazijagd.»

«Aber Moses und Aron sind nicht hier.»

«Genau. Sie sind im Sommerhaus.»

«Das ist okay. Bestimmt können wir einen Messerkampf gewinnen. Was versteht die Balkanmafia im Vergleich zu uns dreien schon von Messerkämpfen?»

«Das Ferienhaus ist in der Nähe der schwedischen Grenze, weißt du. Der norwegische Widerstand war dort aktiv. Wir nannten sie die Jungs in den Wäldern. Mein Vater hat gesehen, wie mein Großvater sie hinten an der Sauna versteckte.

Sie machten sich Büroklammern ans Revers. Es war ein Akt der Auflehnung gegen die Besatzung.»

Sheldon nickt. «Ganz schön tollkühn, diese Operation Büroklammer. Aber am Ende hat das den Nazis wohl das Genick gebrochen, wie? Wer könnte auch eine derartige Provokation aushalten?»

«Papa», zischte Rhea, «ich glaube, du solltest mal duschen gehen, farblich zueinander passende Kleidung anziehen – vielleicht sogar Unterhosen –, und dann können wir durch den Hintereingang nach draußen gehen.»

Sheldon wechselt das Thema.

«Weißt du, weshalb ich diese Uhr hier trage?»

«Damit du sagen kannst, wie spät es ist?», erwidert Rhea und lässt sich auf das Ablenkungsmanöver ein.

«Nein, das ist vielleicht der Grund, weshalb ich *generell* eine Uhr trage. Meine Frage zielt darauf ab, weshalb ich *genau diese* Uhr trage. Ich habe immer eine mit dem Herzen meines Vaters darin getragen. Was das heißt, erkläre ich dir eines Tages. Aber dann habe ich beschlossen – wegen deiner Neuigkeit und meines Umzugs ins Land des Ewigen Eises –, es mal ein bisschen krachen zu lassen und mir eine neue zuzulegen. Und weißt du, was ich mir gekauft habe? Nein, keine Omega. Keine Rolex. Ich sage es dir: Eine *J. S. Watch and Company*.

Noch nie gehört? Ich bis dahin auch nicht. Hab ich zufällig aufgeschnappt. Die Firma sitzt in Island. Zwischen alter und neuer Welt. Vier Jungs am Fuß eines Vulkans mitten im Atlantik, die versuchen, Geld zu machen, indem sie exquisite wunderschöne Uhren fabrizieren, weil sie Uhren lieben. Weil sie verstanden haben, dass Uhrmachen ein bejahender, kreativer Akt ist, der Technik und Schönheit vereint, als Antwort

auf eine gnadenlose Struktur aus Funktionalität und Form. Wie das Leben selbst, als Antwort auf den Tod. Außerdem ist das ein echter Hingucker! Schau sie dir an!»

«Raus. Wir gehen raus.»

«Ich hab keinen Haustürschlüssel. Ich bin nicht autonom.»

«Wir lassen dir einen nachmachen. Was noch?»

«Als dein Vater klein war, hat er irgendwann beschlossen, keine zueinander passende Kleidung mehr zu tragen. Es war ein kleiner rebellischer Akt gegenüber seinem Vater, dem alten Unterdrücker. Also kauften wir ihm nur noch Levi's-Jeans, die nach einem Stamm Israels benannt sind und wunderbarerweise zu allem passen. Batik, Karos, Streifen, Camouflage. Eine Levi's ist einfach unverwüsthch. Damit hab ich deinem Vater ein Schnippchen geschlagen. Zum Dank bekamen wir schließlich ein Kind ohne jegliches Gespür für Mode.»

«Ich glaube, das Frühstück ist beendet.»

«Er ist in dem Buch drin, weißt du.»

«Ich weiß, Papa.»

«Und deine Großmutter auch.»

«Ich weiß.»

«Und jede Menge wütender Europäer.»

«Aha.»

«Und ein Hund.»

«Klar.»

Das Buch. «Das Buch» war Sheldons einziger Nachweis, es zu etwas gebracht zu haben. 1955, noch immer ein wenig orientierungslos nach dem Krieg und auch nicht groß auf der Suche nach irgendetwas, begeisterte er sich plötzlich für die Idee, Fotograf zu werden, und siehe da, er wurde einer, und

zwar ein bekannter. Lange vor dem Hype um Coffee-Table-Books beschloss Sheldon, auf Reisen zu gehen und Porträts zu machen. Obwohl er sehr geschickt war im Umgang mit der Kamera, mangelte es ihm an guten Umgangsformen, was insofern ein Problem darstellte, als Porträtfotografie ohne die Einwilligung der Modelle schwierig ist.

Gerechtigkeitshalber muss allerdings gesagt werden, dass er aus dieser Not eine Tugend machte, indem er sich einfach auf *unwillige Modelle* spezialisierte. Was ihm ohnehin entgegenkam. Am Ende hieß der Arbeitstitel des Projekts «Fotos von widerwilligen Modellen».

1956 hatte Sheldon genau sechshundertdreizehn Fotos aus zwölf Städten in fünf Kontinenten zusammen, allesamt von Leuten, die eine Stinkwut auf ihn hatten. Zweihundert schafften es ins Buch. Der Rest blieb in Kartons, die er versteckt aufbewahrte und die niemand zu sehen bekam. Erst als Saul einmal das Gespräch darauf brachte, setzten Mutmaßungen ein, es müsse noch mehr Fotos geben. Doch Sheldon hielt sie unter Verschluss.

In dem Buch schrien Frauen, schüttelten Männer drohend die Faust, wurden Kinder hysterisch, fletschten sogar Hunde die Zähne mitten im Sprung. In seinem speziellen unverblümten Sarkasmus hieß das Buch – das einen sehr raffinierten Verlag und ein ziemlich großes Publikum fand – einfach nur «Was?!»

In einem kurzen Interview mit Harper's wurde er gefragt, wie er die Leute so sehr zur Weißglut gebracht habe.

«Ich habe getan, was mir gerade so einfiel», hatte er erwidert. «Ich zog Leute an den Haaren, trickste Kinder aus, trietzte Hunde, schlug jemandem die Eiswaffel aus der Hand, fuhr alten Leuten über den Mund, ging, ohne zu zah-

len, schnappte Taxis weg, spielte den Klugscheißer, machte mich mit dem Gepäck anderer Leute auf den Weg, beleidigte Ehefrauen oder beleidigte Kellner, drängelte mich in der Schlange vor, gab falsche Bestellungen auf, schnippte Hüte vom Kopf und hielt für niemanden den Fahrstuhl an. Es war das beste Jahr meines Lebens!»

Saul war auf Seite eins, als Zweijähriger. Sheldon hatte ihm gerade seine Süßigkeiten weggeschnappt und dann auch noch ein Foto mit Blitz geschossen, was das Fass zum Überlaufen brachte. Mabel geriet darüber so außer sich, dass sie sich einen Ehrenplatz auf Seite zwei sicherte.

In Rheas Wohnzimmer steht ein Exemplar des Buches. Sie hat es Lars gezeigt. Ihrem gemeinsamen Lieblingsfoto dient Doisneaus «Kuss vor dem Rathaus» als Vorlage, das kurz zuvor im *Life*-Magazin abgedruckt worden war. Sheldon hatte das Kultpotenzial des Fotos erahnt, das einen zeitlosen Moment in einer Zeit allgemeinen Umbruchs einfängt. In Sheldons Version werden die beiden Liebenden an einem Kuss gehindert. Sie klammern sich an das eiserne Geländer einer Brücke, und die Frau schleudert eine Weinflasche in Richtung Kamera (also eigentlich in Richtung Sheldon). Es war ein herrlicher Tag, daher hatte er eine niedrige Blende verwendet, um große Tiefenschärfe zu erzeugen und so das meiste der Szene im Fokus zu halten. Das Schwarzweißfoto – eine wunderbare Bildkomposition – fing nicht nur das zornige Gesicht der Frau ein (sie hat die Hand noch vom Wurf ausgestreckt, ihr Gesicht ist verzerrt, der Körper leicht über das Geländer gebeugt, als wolle sie sich selbst auf die Kamera stürzen), sondern auch den Jahrgang der fliegenden Flasche (ein 1948er Château Beychevelle, St. Julien, Bordeaux). Es war wirklich ein wundervolles Foto. 1994, als Doisneau zugab, dass sein

Foto gestellt war (weil das Mädchen darauf vierzig Jahre später Geld dafür verlangte und ihm eine Klage androhte, wodurch der Fotograf zu dem Eingeständnis gezwungen wurde, dass er den Kuss gekauft hatte, und der Zauber des Augenblicks dahin war), flippte Sheldon völlig aus und erklärte sich selbst zum Originalgenie.

«Das Original war ein Fake, und das Fake war ein Original!» 1995 wurde sein eigenes Foto wiederveröffentlicht, verschaffte ihm eine Woche lang Berühmtheit und den Vorwand, sich bei Familienzusammenkünften aufzuführen wie die Axt im Walde. An so etwas hatte Sheldon immer unermessliches Vergnügen.

«Zieh dich an. Wir gehen jetzt spazieren», sagt Rhea.

«Geht ihr schon mal vor. Ich komme nach.»

Lars schaut Rhea an, die seinen Blick wissend erwidert.

«Papa, wir wollen dir etwas über gestern Nacht erzählen. Komm mit.»

Sheldon sieht zu Lars hinüber, der mit Unschuldsmiene einen Dillhering auf einer Scheibe Roggenbrot platziert.

«Ihr wollt nicht, dass ich allein rausgehe. Ihr wollt mich überwachen. Deshalb wollt ihr mir auch dieses Handy aufdrängen. Aber ich weigere mich.»

«Wir sind gern in deiner Gesellschaft.»

«Deine Großmutter hatte es besser drauf, mich zu manipulieren als ihr beiden. Solange ihr euch nicht ein bisschen mehr anstrengt, werde ich nicht nachgeben.»

«Okay, na schön, ich gehe jetzt nach draußen. Wer kommt mit?»

Lars hebt die Hand.

«Lars! Großartig! Sonst noch jemand?» Sie lässt den Blick durch den Raum schweifen. «Sonst niemand?»

«Ich habe etwas vor», sagt Sheldon.

«Zum Beispiel?»

«Private Dinge.»

«Das glaube ich dir nicht.»

«Und jetzt?»

«Es ist ein schöner Tag, und ich möchte, dass du ein bisschen an die frische Luft kommst.»

«Wusstest du, dass ich acht Kameras verbraucht habe, während ich an dem Buch arbeitete? Sechs wurden von den Modellen zerstört – die von Mario war die erste, die kaputtging –, eine ließ ich in den Hudson fallen, und eine wurde tatsächlich von einem Hund gefressen. Fand ich großartig, dass der Hund der Kamera die Schuld gab und nicht mir. Das Foto der Schnauze von innen ist auf Seite siebenunddreißig. Und da der Hund selbst auf den Auslöser gedrückt hat, habe ich natürlich ihn beim Copyright angegeben.»

«Worauf willst du hinaus?»

«Lustig, dass du immer glaubst, ich will auf etwas hinaus.»

Sie stöhnt genervt. Sheldon lächelt. Lars sagt, er werde sich schon mal anziehen. Das Frühstück ist vorbei.

Rhea ist mit Sheldon allein.

«Was ist los mit dir? Ich habe dir gesagt, ich möchte dir gern etwas erzählen.»

«Geh mit deinem Mann spazieren. Fahrt ins Ferienhaus. Liebt euch auf einem Bärenfell. Esst getrocknetes Elchfleisch. Trink *akevitt*, der ein paarmal über den Äquator geschippert ist. Jetzt, wo du einen netten Jungen gefunden hast und er dich liebt, wirst du hübsche Babys bekommen. Ich bin da, wenn ihr wieder zurückkommt.»

«Manchmal habe ich das Gefühl, in dir steckt außer dir

noch jemand anders, und dann glaube ich wieder ... dass nur du dadrin bist.»

«Nun geht schon und zieht euch an. Ich spüle mal eben meine Tasse.»

Rhea steht noch immer mit verschränkten Armen da. Sie schaut Sheldon an, als müsse sie etwas entscheiden. Und dann, mit leiser Stimme, der ein Hauch Verärgerung beigemischt ist, sagt sie: «Ich hatte eine Fehlgeburt.»

Ihr Großvater sagt erst einmal lange Zeit gar nichts. Sein Gesicht verliert jeden Ausdruck, er sinkt in sich zusammen, und einen Augenblick lang sieht er ganz klein und kümmerlich aus und unglaublich alt. Eine furchtbare Müdigkeit zieht ihm die Mundwinkel herab, wirft die Stirn in Falten. Sofort bedauert sie, es ihm geradeheraus erzählt zu haben. Sie hätte sich daran halten sollen, was sie mit Lars vereinbart hatte. Es ihm schonend beizubringen. Erst mal die Vorarbeit zu leisten.

Sheldon steht da, ohne etwas zu sagen, und wickelt sich in seinen Morgenmantel. Und dann, als wären die Tränen schon die ganze Zeit da gewesen, geht er in sein Zimmer und weint hemmungslos.

Stunden später, um zwei Uhr nachmittags, ist er allein in der Wohnung. Dass Rhea und Lars ohne ihn rausgehen sollten, hat er beim zweiten Mal ganz anders gesagt. Er hat ihnen klargemacht, dass er allein sein muss, da sind sie schließlich gegangen.

Er hat allmählich seine Fassung zurückgewonnen und liegt nun in Jeans, einem weißen Button-down-Hemd und Arbeiterstiefeln bequem auf dem Sofa, ein Buch von Danielle Steel in der Hand, als das Geschrei wieder losgeht.

Wie häusliche Auseinandersetzungen klingen, weiß er gut. Erst das immer wieder von neuem aufwallende Gebrüll, dann die Eskalation, das Türeenschlagen, zuletzt Schläge und heftiges Schluchzen. Aber das hier ist anders. Das klingt nicht so wie sonst. Es gibt kein Hin und Her zwischen den Beteiligten. Der Mann hat angefangen zu schreien und nicht mehr aufgehört. Die Frau hat diesmal keinen Mucks von sich gegeben.

*Die muss doch da oben sein,* denkt Sheldon.

Es gibt nicht die Pausen wie bei einem Telefongespräch. Die Tiraden der wütenden Männerstimme reißen nicht ab, sie klingen ganz nah.

Es spielt überhaupt keine Rolle, dass Sheldon kein Wort versteht – die Botschaft ist eindeutig. Er hat genug Erfahrung mit Menschen, mit dem Ausmaß, das Wut annehmen kann, um zu wissen, was da los ist. In dieser Stimme liegen Grausamkeit und Bössigkeit. Es ist mehr als ein Streit. Es ist ein Kampf.

Dann hört er einen lauten Knall.

Sheldon sitzt kerzengerade auf dem Sofa, sein Buch hat er sinken lassen. Er ist hellwach, seine Stirn ist gerunzelt.

Nein, das war kein Schuss. Das Geräusch war nicht schneidend genug. Er weiß, wie sich Schüsse anhören, hat sie oft genug gehört, in echt und in seinen Träumen. Vermutlich ist eine Tür ins Schloss gefallen. Und dann hört er Schritte, schnell und gleichmäßig. Die Frau wahrscheinlich. Eine wuchtige Frau oder eine, die Stiefel anhat oder etwas Schweres trägt. Sie kommt die Treppe hinunter. Erst die halbe Etage, dann eine kurze Pause auf dem Absatz, schließlich die zweite Treppenhälfte.

Sie braucht genauso lange, um durchs Treppenhaus

herunterzukommen, wie Sheldon, um an die Wohnungstür zu laufen und durchs Guckloch hinauszulinsen.

Da ist sie. Ihretwegen hat es oben diesen Krach gegeben. Durch die Fischaugenlinse sieht Sheldon eine junge Frau um die dreißig, direkt vor seiner Tür. Sie steht so dicht davor, dass er sie nur von der Hüfte aufwärts erkennen kann, aber das reicht, um sie einzuordnen. Sie hat ein dunkles T-Shirt unter einer billigen braunen Lederjacke an. Sie trägt kitschigen Modeschmuck und hat die Haare mit einer Unmenge von Schaumfestiger gestylt, der es daran hindert, den Gesetzen der Schwerkraft zu gehorchen.

Alles an ihr schreit: *Balkan*. Sheldon kann nur raten, was für ein Leben sie führt, und doch deutet alles darauf hin, dass sie hier in Oslo völlig fehl am Platz ist. Wahrscheinlich eine Asylbewerberin. Vielleicht kommt sie aus Serbien, dem Kosovo oder aus Albanien. Vielleicht auch Rumänin. Wer weiß?

Seine erste Regung ist Mitleid. Nicht für die Person, die sie ist, sondern für die Umstände, denen sie ausgeliefert ist.

Das Gefühl dauert an, bis es durch eine Erinnerung verwandelt wird.

Das haben sie mit uns auch gemacht, denkt er, während er durch das Guckloch schaut. Dann verschwindet das Mitleid und macht der Entrüstung Platz, die ständig unter der Oberfläche lauert, immer bereit hervorzuschießen.

Die Europäer. Fast alle von ihnen, irgendwann mal. Sie schauten durch ihre Spione, und draußen rannten Nachbarn vorbei, die Kinder an die Brust gepresst, während bewaffnete Verbrecher sie durchs Gebäude jagten. Kleine fischige Augen, die durch konkave Linsen lugten und anderen bei der Flucht zuschauten. Voller Furcht, voller Mitleid hinter dem Glas oder auch mordlüstern und schadenfroh.

Alle waren in Sicherheit, weil sie etwas nicht waren.

Zum Beispiel keine Juden.

Die Frau dreht den Kopf hin und her. Sucht nach etwas.

Wonach? Wonach sucht sie?

Der Kampf hat nur ein Stockwerk über ihm stattgefunden. Das Monster da oben könnte in zwei Sekunden hier unten sein. Warum zögert sie? Worauf wartet sie? Was dauert denn da so lang?

Oben hört man, wie jemand herumfuhrwerkelt. Das Monster schmeißt Sachen umher, sucht nach etwas. Es durchforstet auch die hinterste Ecke. Jeden Augenblick wird es innehalten, sich auf sie stürzen und die Herausgabe fordern.

«Renn doch, du dummes Ding!», murmelt Sheldon. «Lauf raus, lauf zur Polizei und dreh dich nicht um. Er wird dich umbringen!»

Und dann hört man als Echo einen zweiten Knall. Wie vorhin. Es ist die Tür, die gegen die Wand dahinter schlägt.

«Renn, du dummes Ding!», ruft Sheldon. «Warum stehst du denn da rum?»

Einem Impuls folgend, dreht Sheldon den Kopf zum Fenster. Draußen auf der Straße steht ein weißer Mercedes. Drinnen sitzen Männer in billigen Lederjacken und rauchen Zigaretten. Sie versperren ihr den Weg nach draußen.

Das ist der Grund.

Ruhig, langsam, aber ohne zu zögern, öffnet Sheldon die Tür.

Was er da sieht, hat er nicht erwartet.

Die Frau presst eine hässliche pinkfarbene Schatulle von der Größe eines Schuhkartons an sich. Und sie ist nicht allein. An ihren Bauch schmiegt sich ein kleiner Junge, vielleicht sieben oder acht Jahre alt. Er ist zu Tode erschrocken, das sieht

man. Er trägt eine grüne Wachsjacke, seine Füße stecken in blauen Gummistiefeln mit von Hand aufgemalten gelben Paddington-Bären. Seine beigefarbene Cordhose ist ordentlich hineingestopft.

Die Schritte von oben hallen auf der Treppe wider. Eine Stimme brüllt einen Namen. Vera vielleicht? Laura? Clara? Jedenfalls etwas Zweisilbiges. Ein heiseres Bellen. Ein keuchender Husten.

Sheldon winkt sie herein, den Finger auf die Lippen gepresst.

Vera schaut die Treppe hinauf, dann hinaus auf die Straße. Sie sieht Sheldon nicht an. Fragt sich nicht, was er wohl vorhat, und gibt ihm auch keine Chance, es sich anders zu überlegen, indem sie ihm in die Augen schaut, um sich Klarheit zu verschaffen. Sie schiebt den kleinen Jungen vor sich in die Wohnung hinein.

Sheldon schließt ganz, ganz leise die Tür. Die Frau mit ihren breiten slawischen Wangenknochen schaut ihn voll Entsetzen an. Sie kauern sich mit dem Rücken zur Tür hin und warten, dass das Monster vorbeigeht.

Erneut legt er den Finger auf die Lippen. «Pssst», macht er.

Jetzt braucht er nicht mehr durch den Spion zu schauen. Er ist keiner der Leute mehr, die er eigentlich hasst. Und während er da so sitzt neben den beiden, stellt er sich vor, er stünde mitten auf einem Fußballfeld mit einem Megaphon, umgeben von den Greisen Europas, und brüllte: «Was war daran jetzt so schwer?»

Doch nach außen ist er schweigsam. Diszipliniert. Ruhig. Ein alter Soldat.

«Wenn du dich an einen Mann ranschleichst, um ihn zu erstechen», hatte sein Ausbilder vor sechzig Jahren erklärt, «darfst du ihn nicht anstarren. Die Leute merken, wenn man sie von hinten anstarrt. Ich weiß nicht, warum, ich weiß es nicht. Schau ihnen einfach nicht auf den Kopf. Schau ihnen auf die Füße, geh nah ran und stich zu. Den Kopf nach vorn halten, nicht nach hinten. Lass den Mann niemals merken, dass du da bist. Wenn du ihn töten willst, dann tu's auch. Fang nicht an, mit ihm zu verhandeln. Höchstwahrscheinlich wird er sich nämlich nicht überzeugen lassen.»

Damit hatte Sheldon nie Probleme. Niemals zog er das Unwägbare in Erwägung, stellte er seine Mission in Frage, zweifelte er an seiner Funktion. Bevor er seiner Truppe abhandenkam und an Bord der HMAS *Bataan* landete, wurde er eines Nachts von Mario de Luca wach gerüttelt. Mario stammte aus San Francisco, seine Eltern waren aus der Toskana. Ursprünglich wollten sie Weinberge nördlich der Stadt kaufen, aber irgendwie schaffte es sein Vater nie, San Francisco zu verlassen, und so wurde Mario eingezogen. Während Donny tiefblaue Augen und goldblondes Haar hatte, war Mario dunkel wie ein sizilianischer Fischer. Außerdem sprach er, als hätte man ihm eine Art Wahrheitsserum injiziert.

«Donny? Donny, bist du wach?»

Donny antwortete nicht.

«Bist du wach?»

So ging es mehrere Minuten lang.

«Donny?»

«Ja, Mario, inzwischen bin ich wach», sagte er schließlich.

«Donny, ich pack diese Invasion nicht. Ich pack diesen Krieg nicht. Ich weiß nicht, was wir tun sollen. Was machen wir hier?»

Donny trug einen Flanellpyjama, der nicht aus Armeebeständen stammte. Er sagte: «Du gehst von Bord. Du schießt auf Koreaner. Du gehst wieder an Bord. Was ist daran so verwirrend?»

«Der mittlere Teil», erläuterte Marco. «Obwohl, jetzt, wo ich darüber nachdenke – der erste Teil auch.»

«Was ist mit dem dritten Teil?»

«Nein, der Teil ist kein Problem.»

«Und warum die beiden ersten?»

«Meine Motivation. Was für eine Motivation soll ich haben?»

«Die schießen auf dich.»

«Und warum tun die das?»

«Du schießt auf sie.»

«Und wenn ich nicht auf sie schieße?»

«Die schießen trotzdem auf dich, weil andere Leute auf sie schießen und sie keinen Unterschied machen. Und du möchtest, dass sie aufhören, deswegen schießt du zurück.»

«Und wenn ich sie bitte, es nicht zu tun?»

«Sie sind zu weit weg. Außerdem sprechen sie Koreanisch.»

«Dann muss ich also näher ran und brauche einen Übersetzer?»

«Richtig. Geht aber nicht.»

«Weil sie auf mich schießen.»

«Das ist das Problem.»

«Aber das ist absurd!»

«Ja, stimmt.»

«Das kann nicht wahr sein!»

«Die meisten Dinge sind zugleich wahr und absurd.»

«Das ist auch absurd.»

«Und?»

«Vielleicht stimmt das ja auch. Herrgott, Donny. Ich werde kein Auge zumachen heute Nacht!»

Schließlich flüsterte Donny: «Wenn du nicht schlafen gehst, gibt es kein Morgen. Und das ist dann ganz allein deine Schuld.»

Die Füße des Monsters kommen vor der Tür zum Stehen. Was gerade noch trampelnde, stampfende Schritte waren, ist jetzt nur noch leises Schlurfen. Der Verfolger dreht sich jetzt nach rechts und links, sucht nach den beiden, als könnten sie sich in einem Schatten oder unter einem Lichtstrahl verstecken. Draußen schlägt eine Autotür zu. Dann noch eine. Schließlich eine dritte. Ein rascher Wortwechsel auf Serbisch oder Albanisch oder etwas in der Art. Worum es geht, kann man sich leicht vorstellen.

«Wo sind sie hin?»

«Ich dachte, sie wären bei dir?»

«Sie müssen zur Vordertür raus sein.»

«Ich hab nichts gesehen.»

Und weil sie Amateure sind, Idioten, fallen sie übereinander her und verlieren ihre eigentliche Aufgabe aus den Augen.

«Nur weil du immer rauchen musst und wieder über dieses Flittchen geredet hast!»

«Es war dein Job, sie runterzubringen. Ich sollte nur warten.»

Und so weiter.

Ein Laut, und sie sind alle verloren. Ein fröhliches Quietschen des Jungs, der alles für ein Spiel hält, oder ein Wimmern, weil ihm in dieser unbeweglichen Stellung etwas

wehtut. Oder einfach ein Angstschrei. Nichts ist so menschlich wie ein Angstschrei.

Sheldon schaut zu ihm hinab. Der Junge sitzt mit dem Rücken zur Tür wie er selbst und hat die Knie angewinkelt. Er hat die Arme um die Knie geschlungen und schaut zu Boden, in einer Geste der Unterwerfung und Einsamkeit. Sheldon begreift sofort, dass dies für den Jungen eine vertraute Position ist. Er wird still sein. Das hat er in seiner Welt des Schreckens bereits gelernt.

Dann hört das Gezanke auf. Die Türen des Mercedes öffnen und schließen sich, der starke Motor startet. Gleich darauf fährt der Wagen los.

Sheldon seufzt. Er reibt sich das Gesicht mit den Händen, um den Blutfluss wieder in Gang zu bringen, und massiert sich dann kräftig die Kopfhaut. Er hat sich sein Gehirn immer wie den flüssigen Eisenkern der Erde vorgestellt. Grau und schwer, ständig in Bewegung, seine eigene Schwerkraft erzeugend und sorgfältig auf den Halswirbeln balancierend, so als würde die Erde auf dem Rücken einer Schildkröte im Kosmos balancieren.

Ereignisse wie dieses führen leicht dazu, dass der Eisenfluss ins Stocken gerät oder sogar die Flussrichtung wechselt, wodurch es dann zu einer Eiszeit kommen kann. Eine kleine Massage kann da Abhilfe schaffen.

Diesmal ist ihm eiskalt, überall.

Er schaut zu seinen Gefährten hinüber, die noch immer in Embryostellung auf dem Fußboden seiner Wohnung kauern. Die Frau sieht noch teigiger und plumper aus als vorhin durch den Türspion. Die dünne Lederjacke ist noch dünner. Das nuttige T-Shirt ist noch nuttiger. Mit jeder Faser verrät es die Unterschichten-Immigrantin vom Balkan. Den Mann

vor der Tür hat er nicht gesehen. Er stellt ihn sich nur fett und schwitzend vor, in einem Adidas-Trainingsanzug chinesischer Fabrikation, mit weißen Streifen an Armen und Beinen. Seine Kollegen, die wie er aus dem Mund stinken, haben wahrscheinlich schwarze, aufgeknöpfte Hemden unter schlechtsitzenden Fake-Designer-Jacketts aus Polyester an.

All das ist so entsetzlich vorhersehbar. Alles außer den aufgemalten Paddington-Bären auf den hellblauen Gummistiefeln des Jungen. Die hat jemand voller Liebe und Phantasie draufgemalt. Sheldon möchte in diesem Augenblick seltsamerweise daran glauben, dass die käsige Nutte neben ihm sie gemalt hat.

Das Auto ist weggefahren, und da sagt Sheldon zu dem Jungen: «Das sind hübsche Stiefel.»

Der Junge hebt den Kopf von der Armbeuge und sieht zu ihm auf. Er versteht ihn nicht. Sheldon ist nicht sicher, ob es nur die Bemerkung ist, die er nicht versteht, weil sie so unvermittelt kam, oder die komplette Sprache. Es gibt schließlich keinen guten Grund zu glauben, er müsse Englisch können, außer der Tatsache, dass heutzutage jedermann Englisch spricht.

Also ehrlich. Warum sollte man etwas anderes sprechen? Das ist Sturheit, nichts anderes.

Dann fällt ihm ein, dass der Junge eine sanfte, ermutigende Männerstimme vielleicht als etwas absolut Ungewöhnliches empfindet. Er lebt in einer Welt gewaltbereiter Männer, wie so viele kleine Jungen. Bei diesem Gedanken kann er nicht umhin, es nochmals zu versuchen.

«Hübsche Bären», sagt Sheldon, deutet auf die Bären und reckt den Daumen in die Höhe.

Der Junge schaut auf seine Stiefel und dreht ein Bein ein-

wärts, um sie sich selber anschauen zu können. Er versteht nicht, was Sheldon sagt, aber er weiß, worüber er spricht. Er erwidert Sheldons Blick, ohne zu lächeln, und vergräbt sein Gesicht dann wieder in der Armbeuge.

Währenddessen ist die Frau aufgestanden und hat begonnen zu reden. Sie spricht schnell. In ihrem Ton liegt Dankbarkeit und Zutrauen und etwas Entschuldigendes, was in Anbetracht der Umstände auch angemessen erscheint. Die Worte selbst sind ein ziemliches Kauderwelsch, aber zum Glück spricht Sheldon Englisch, was überall auf der Welt verstanden wird.

«Keine Ursache. Ja. Ja-ha. Schauen Sie, ich bin alt, also hören Sie auf mich. Verlassen Sie Ihren Mann. Er ist ein Nazi.»

Sie fährt fort mit ihrem Gebrabbel. Schon wenn man sie ansieht, packt einen die Verzweiflung. Sie hat den Akzent einer russischen Prostituierten. Dasselbe nasale Selbstbewusstsein. Dasselbe Verschleifen der Worte. Keine Sekunde hält sie inne, um ihre Gedanken zu sammeln oder sich einen Satz zurechtzulegen. Nur Gebildete nehmen sich Zeit, um nach Worten zu suchen – sie haben genügend, um sie unter Umständen falsch zu verwenden.

Sheldon rappelt sich auf und klopft sich den Staub von der Hose. Er hebt die Hände. «Ich verstehe nicht. Ich verstehe nicht. Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich es überhaupt wissen will. Gehen Sie einfach zur Polizei und kaufen Sie dem Jungen einen Milchshake.»

Sie ist nicht zu bremsen.

«Milchshake», sagt Sheldon. «Polizei.»

Sheldon entscheidet, dass sie Vera heißt. Sheldon sieht zu, wie Vera auf den Jungen eingestikuliert und nickt. Gestiku-

liert und nickt. Gestikuliert und nickt. Sie legt die Hände wie zum Gebet zusammen. Sie bekreuzigt sich, was Sheldon zum ersten Mal die Augenbrauen hochziehen lässt.

«Gut. Warum bleiben Sie nicht einfach, trinken eine Tasse Tee und warten ein Stündchen ab, bis das alles vorüber ist? Warten ist klug. Er könnte zurückkommen. Sie wollen nicht zurück in die Wohnung. Glauben Sie mir das.»

Er überlegt einen Augenblick. Es gab da dieses Wort, das sie im ukrainischen Teil Brooklyns immer sagten. Genau. «*Chai*.» Russisch für «Tee». Er gibt schlürfende Geräusche von sich und sagt es erneut. Um absolut sicherzugehen, dass er auch verstanden wird, spreizt er den kleinen Finger und macht verführerische Schlurfgeräusche.

«Tee. Nazi. Milchshake. Polizei. Kapiert?»

Vera reagiert nicht auf Sheldons Pantomime. Voller Verzweiflung wirft Sheldon die Hände empor. Genauso gut könnte man versuchen, eine Pflanze zu überreden, sich zu bewegen.

Während Vera redet und der Junge dasitzt, hört Sheldon ein Brummen. Das vertraute, wenn auch entfernte Tuckern eines deutschen Dieselmotors, der langsam um eine Ecke ganz in der Nähe biegt.

«Sie kommen zurück. Wir müssen raus. Jetzt. Sie sind vielleicht doch nicht ganz so hirnlos, wie sie wirken. Los jetzt. Los, los, los, los, los.» Er wedelt mit den Händen, und als das Auto stehen bleibt und die Wagentür aufgeht, beschließt er, dass jetzt Schluss mit lustig ist.

Ächzend beugt er sich zu dem Jungen hinab und hebt ihn hoch, schiebt ihm die Hand unter den Hintern wie einem Säugling. Er ist nicht kräftig genug, um mit einem freien Arm Vera am Ärmel zu zupfen und sie zu sich zu ziehen. Er

braucht seine ganze Kraft für den Jungen. Ihm bleibt nichts als seine Überredungskunst. Und mit der ist es nicht allzu weit her.

«Paschalusta», sagt er. *Bitte.*

Es ist das einzige genuin russische Wort, das er kennt.

Er geht mit dem Jungen zu den drei Stufen, die zu seiner Einliegerwohnung hinabführen.

Ein heftiges Klopfen an der Tür.

«Paschalusta», sagt er.

Sie redet weiter. Sie erklärt ihm irgendetwas ganz Wichtiges. Er wird daraus nicht schlau und trifft dann die Art von Entscheidung, die ein Soldat trifft, voll schlichter, unwiderlegbarer Logik.

«Ich verstehe dich nicht und werde es auch nie. An der Wohnungstür ist ein gewalttätiger Mann. Daher verlasse ich die Wohnung durch die Hintertür. Ich nehme den Jungen mit. Wenn du mitkommst, umso besser für dich. Wenn nicht, läuft die Sache ohne dich. Auf geht's!»

Sheldon stapft hinunter in sein Schlafzimmer, vorbei am Badezimmer und dem Wandschrank zu seiner Rechten. Unter dem Bücherregal hängt ein Perserteppich, und darunter ist der «geheime» Fahrredeingang, der Sheldon schon seit drei Wochen bekannt ist – nicht erst seit heute Morgen. Allerdings wollte er nicht zugeben, dass er ihn gleich am Tag seines Einzugs entdeckt hatte.

*Du kannst sagen, was du willst, es ist immer gut zu wissen, wie man wieder rauskommt – aus Gebäuden wie aus Situationen.*

Mit dem Ellbogen schiebt er den Teppich beiseite und betrachtet die Tür dahinter.

«Gut, da wären wir. Wir gehen jetzt. Und zwar sofort.»

Das Klopfen oben hat sich von einem energischen Pochen

zu einem Frontalangriff auf die Vordertür gewandelt. Das Monster versucht einzudringen. Es tritt mit seinen Stiefeln. Hämmernd auf die Stelle, an der ein dünner Riegel die fünfzig Jahre alte Holztür mit der Wand verbindet.

Es wird nicht mehr lange dauern.

Dummerweise ist die Tür, die Sheldon da vor sich hat, ebenfalls abgeschlossen, und er wird sie nicht öffnen können, solange er den Jungen im Arm hält.

«Komm her, du verrücktes Huhn. Mach die mal auf. Mach sie auf, Gottverdammte!»

Aber sie schließt sie nicht auf. Sie hat sich unter seinem Bett verkrochen.

Versteckt sie sich dort? Sheldon muss den Jungen absetzen, um das Schloss zu öffnen. Wenn er das tut, wird der Junge zu seiner Mutter rennen.

Genau in dem Augenblick wird die Tür eingetreten.

Sie knallt gegen die Wand. Obwohl er die Vordertür aus seiner Position nicht sehen kann, hört er, wie das Holz splittert und etwas Metallisches scheppernd zu Boden fällt.

Sheldons nächster Gedanke: Konzentration.

«Panik ist der eigentliche Feind», sagte Sergeant O'Callihan 1951. «Panik ist nicht dasselbe wie Angst. Jeder hat Angst. Es ist ein überlebenswichtiger Instinkt. Sie sagt dir, da stimmt was nicht, pass auf. Panik ist, wenn die Angst sagt, jetzt übernehm ich mal das Ruder. Sie reduziert dich auf ein völlig durchgeknalltes Etwas. Wenn du beim Schwimmen Panik schiebst, ertrinkst du. Wenn du auf dem Schlachtfeld Panik schiebst, wirst du erschossen. Ein panischer Scharfschütze verrät sein Versteck, verfehlt sein Ziel und vermässelt seinen Auftrag. Dein Vater wird dich hassen, deine Mutter dich

ignorieren, und Frauen auf dem ganzen Erdball werden das Aroma des Versagers, das aus allen Poren deines Körpers dringt, zehn Meilen gegen den Wind wittern. Also, Gefreiter Horowitz! Was lernen wir daraus?»

«Warten Sie 'ne Sekunde. Es liegt mir auf der Zunge.»

Sheldon konzentriert sich auf das Schloss. Da ist eine Türkette, die er beiseiteschiebt. Dann ist da ein Riegel, den er öffnet. Und eine Klinke, die er herunterdrückt, indem er sich mit seinem Gewicht langsam darüberbeugt, in der Hoffnung, dass die Angeln nicht quietschen.

Die Stufen, die zu Sheldons Wohnung führen, sind von der Küche aus nicht sofort sichtbar. Vom Wohnzimmer hat das Monster Zugang zu zwei Schlafzimmern, die es erst durchsuchen kann, bevor es zu den Stufen gelangt.

Es ist nur noch eine Frage von Sekunden.

Sheldon packt den Jungen bei den Schultern, und just in diesem Moment kriecht die Mutter unter dem Bett hervor. Einen Augenblick lang stehen alle drei schweigend da und schauen einander an. Pause vor dem letzten Gefecht.

Stille breitet sich aus.

Vera steht im Türrahmen vor den drei Stufen. Sie wird umflutet von norwegischem Sommerlicht, und in diesem gesegneten Augenblick sieht sie aus wie eine Heilige auf einem Renaissancegemälde. Zutiefst verehrungswürdig. Unsterblich.

Und dann hören sie schwere Schritte.

Vera hört sie. Langsam und ruhig weitert sie die Augen, schiebt ihren Jungen zu Sheldon hinüber, formuliert tonlos etwas, das Sheldon nicht begreift, und dreht sich dann um. Bevor die Beine des Monsters die Stufen herabsteigen können,

läuft Vera entschlossen in den Wohnbereich hoch und wirft sich mit voller Wucht gegen den Mann.

Der Junge macht einen zögerlichen Schritt nach vorn, doch Sheldon packt ihn. Mit seiner freien Hand versucht er nochmals, die Hintertür zu öffnen. Noch immer will sie nicht aufgehen. Sie sitzen in der Falle.

Sheldon lässt den Teppich los, der in seine Position zurückfällt. Er öffnet die Tür zum Wandschrank, schiebt den Jungen hinein und legt den Finger auf die Lippen. Sein Blick ist so streng und der Junge so starr vor Schrecken, dass kein Laut zwischen ihnen gewechselt wird.

Dann Schreie, das Ringen zweier Körper, ein Sturz, heftige Gewalt.

Er sollte sein Versteck verlassen. Den Schürhaken am Kamin packen, ihn mit der ganzen Wucht der Gerechtigkeit schwingen und die Spitze in den Hirnstamm des Monsters treiben, um dann aufrecht stehen zu bleiben, während der leblose Körper auf dem Boden aufschlägt.

Aber er tut es nicht.

Er zieht die Schranktür mit dem Finger an der Innenkante so nah wie möglich heran.

Als er hört, wie jemand im Todeskampf nach Luft ringt, beginnt es im Wandschrank auf einmal stark nach Urin zu riechen. Er zieht den Jungen an seine Brust, presst die Lippen auf seinen Kopf und hält ihm die Ohren zu.

«Es tut mir leid. Es tut mir so leid. Das ist alles, was ich tun kann. Es tut mir so leid.»